

71

(Nachdruck verboten.)

Im Kampf für Rußlands Freiheit.

Ich fragte ihn, ob er nicht Lust hätte, mit mir zu fliehen, denn ich hätte so viel, daß es für zwei ausreichte. „Nein,“ meinte er, „das kann Ihrem Plane schaden, — da würde der Zsprawnik stugig, denn meine Abwesenheit müßte sofort bemerkt werden. Entweder verbringe ich hier meine Zeit bis zum Ende, oder ich fliehe bei einer anderen Gelegenheit.“

Wir besprachen noch die Einzelheiten der Flucht, und Nadeschdin sagte zu mir: „Sie machen am besten eine Visite bei dem Zsprawnik in seiner Privatwohnung. Er wird sich dadurch geschmeichelt fühlen, und Ihnen fallen solche Förmlichkeiten doch nicht schwer. Vielleicht können Sie schon jetzt so nebenbei erwähnen, daß Sie nach Archangelsk möchten. Er wird Ihnen gewiß gestatten, auf ein paar Tage zu verreisen. Das weitere werden wir dann heute abend mit Ihnen besprechen.“

Ich ging zum Zsprawnik und wurde dort sehr zuvorkommend — ich möchte fast sagen devot — empfangen. Der Zsprawnik kam direkt aus der Kanzlei, klagte über die Menge Arbeit, über die Trägheit seiner Beamten und die vielen Sorgen, die sein Amt mit sich bringe. Seine Frau strahlte förmlich vor Glück, bei sich einen Mann empfangen zu können mit einem wirklichen Titel, der in Petersburg in der Gesellschaft verkehrt hatte und mit dem Gouverneur gut stand.

Die Unterhaltung drehte sich hauptsächlich darum, wie gültig der Herr Gouverneur sei, und daß ich wahrscheinlich entweder verwandt oder gut bekannt mit ihm sein müßte, denn er habe so liebenswürdig und nett über mich an den Zsprawnik geschrieben. Ich hielt jetzt den Augenblick für gekommen, so nebenbei zu erwähnen: „Es wäre mir ganz angenehm, in den nächsten Tagen, vielleicht schon morgen, wenn es zulässig ist, auf kurze Zeit nach Archangelsk zu reisen. Ich muß mit dem Gouverneur sprechen und möchte mir doch auch ein paar Sachen anschaffen, um mir meine Wohnung gemüthlicher zu machen.“

Er ging sofort darauf ein: „Eigentlich, nach dem Gesetz,“ sagte er, „kann ich nicht so eigenmächtig handeln. Aber in diesem Falle könnte man ja eine Ausnahme machen. Ich glaube nicht, daß der Gouverneur mir das übel nimmt.“

Ich antwortete ihm, ich würde schon dafür sorgen, daß er keine Unannehmlichkeiten hätte. Uebrigens handelte es sich ja nur um ein paar Tage.

Beim Abschied fragte ich ihn, ob ich morgen in die Kanzlei kommen solle, um mir eine offizielle Erlaubnis zu holen. „Nein, das brauchen Sie nicht. Aber ich würde mich sehr freuen, Sie vor Ihrer Abreise noch einmal zu sehen, und hoffe, daß Sie uns nach Ihrer Rückkehr oft besuchen werden.“

Ich war sehr froh, daß ich so gut Komödie gespielt hatte, und konnte die verabredete Stunde kaum erwarten, um Nadeschdin aufzusuchen. Als ich bei ihm ankam, waren nur er und der Pole anwesend. Er riet mir, doch über Archangelsk zu reisen und von dort ohne Aufenthalt nach Wologda. Das wäre der schnellste und bequemste Weg, und der Zsprawnik würde erst Verdacht schöpfen, wenn ich schon längst in Moskau wäre.

Sie gaben mir Adressen und Empfehlungen und rieten mir, mich einige Zeit in Moskau aufzuhalten. Ich legte nun dem Polen nahe, mit mir zu fliehen. „Nein,“ antwortete er. „Ich werde hier ruhig noch aushalten, und wenn Nadeschdin einmal flieht, dann werde ich mich ihm vielleicht anschließen. Wir raten Ihnen übrigens, so wenig Gepäck als möglich mitzunehmen und die Reise Tag und Nacht ohne Unterbrechung zu machen; gute Trinkgelder werden auch nicht schaden.“

Am nächsten Tage stattete ich noch dem Zsprawnik in der Kanzlei einen Besuch ab. Er bat mich, ihm dem Gouverneur zu empfehlen, wünschte mir glückliche Reise und fragte nach der Zeit meiner Rückkehr. — „Nun, es werden vier bis fünf Tage vergehen.“ „So, das ist nicht viel. Aber vergessen Sie nicht, dem Gouverneur zu sagen, daß ich mich sehr ge-

sträubt habe, Sie fortzulassen. Er wird es mir hoffentlich nicht übelnehmen. Also auf baldiges Wiedersehen!“

In scharfem Tempo zogen die Pferde an. Ich legte die Strecke bis Archangelsk schneller zurück, als auf der Hinreise. Vorichtshalber entließ ich auf der Station den Kutscher und mietete mir einen Privatschlitten.

Ohne Unterbrechung reiste ich nun Tag und Nacht von Archangelsk nach Wologda, von wo ich dann die Eisenbahn nahm und nach Moskau gelangte.

Es wurde mir während der Fahrt immer klarer, daß ich jetzt ein ganz neues Leben beginne. Von nun an würde ich all das Gute, das ich gewollt und worüber ich nachgedacht hatte, in Taten umsetzen. Wie meine Tätigkeit sich gestalten würde, das wußte ich noch nicht genau, aber wenn ich in Rußland blieb, so konnte ich ja mit meinem Geld eine Reihe von geheimen Druckereien eröffnen, und jede Druckerei würde der Sache der Aufklärung, der Befreiung des russischen Volkes einen unermesslichen Nutzen bringen. Ich war froh, meine Verbannung so rasch beendet zu haben. Nun konnte ich mit frischen Kräften und ungebrochenem Mut für die Sache kämpfen, die mir heilig geworden war.

Mit dem Gelde, das ich in Archangelsk erhalten hatte, konnte ich nicht lange reichen, ich beschloß daher, direkt nach Petersburg zu meinem Onkel zu reisen und von ihm mein Privatvermögen zu verlangen. Als ich nämlich im Gefängnis saß, hatte ich meinen Onkel auf seine Bitte formell beauftragt, meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und meine Geldmittel in Verwahrung zu nehmen, denn man konnte ja möglicherweise mein Vermögen konfiszieren wollen.

Ich hielt mich daher in Moskau nur so lange auf, als ich brauchte, um von einem Bahnhof zum anderen zu gelangen. Zum Glück ging gerade ein Schnellzug, so daß ich schon am anderen Morgen in Petersburg ankam.

Direkt vom Bahnhof fuhr ich zu meinem Onkel, stürzte unangemeldet die Treppe hinauf und begab mich in sein Schreibzimmer. Ich erinnere mich noch des erschrockenen Gesichtes des alten Kammerdieners, den ich im Vorzimmer traf; aber noch größer war der Schreck meines Onkels selbst. Er sprang vom Stuhl auf und sagte bloß: „Du hier? — Bist du wahnsinnig? Ich gebe dir genügend Geld, damit du sofort ins Ausland reisen kannst, und werde alles aufbieten, um später deine Rückkehr nach Rußland zu ermöglichen. Das ist der einzige Ausweg. Warum hast du das nur getan? Ich habe schon Schritte unternommen, und mir ist versprochen worden, daß du nach höchstens einem Jahre zurückkehren dürftest, — und jetzt durchkreuzt du meinen ganzen Plan. — Du hast schon genug Schande über unsere Familie gebracht, — du mußt jetzt für einige Zeit verschwinden. Kein Mensch darf wissen wo du bist, und ich werde alles versuchen, um dich auf den richtigen Weg zurückzubringen.“

„Ich bin nicht gekommen,“ war meine Antwort, „mir gute Ratschläge zu holen. Ich weiß, was ich zu tun habe. In den früheren Verhältnissen kann ich nicht weiter leben; ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß mit den gesetzlichen Mitteln in Rußland nichts zu leisten ist. Ich gehöre nachher die primitivsten Menschenrechte für das russische Volk erzwingen will. Bitte, geben Sie mir das Geld, das ich Ihnen zur Aufbewahrung gegeben habe, zurück. Ich brauche es.“

„Du bist vollkommen verrückt geworden, Junge! Woher hast du denn diese Worte? Das sind ja alles nur leere Redensarten! Primitivste Menschenrechte für das russische Volk erzwingen! Wie willst du denn das bewerkstelligen? Willst du mit deinem guten alten Namen unter die Lumpen gehen, die einen Umsturz in Rußland anstreben zur Sättigung ihrer Ehrsucht? Willst du auch teilnehmen an der Wahlarbeit all dieser halbgebildeten, unzufriedenen Elemente? Das ist ja eine hinverbrannte Idee! Du wirst noch mit dieser Bande zusammen am Galgen enden. — Sei doch vernünftig! — Siehst du denn nicht ein, daß nicht einmal das Volk, das diese Leute angeblich so lieben, etwas von ihnen wissen will? Nein, die Einsamkeit im Gefängnis hat deinen Verstand vollkommen verwirrt. Reise sofort ins Ausland und verhalte dich dort ruhig. Wir werden das weitere schon

sehen. Wenn du dich beruhigt und gekräftigt hast, werde ich mit dir einmal über all diese Dinge sprechen.“

„Ich reise nicht ins Ausland,“ erwiderte ich, „und ver- lange nur mein Geld, um mein Leben selbst so einrichten zu können, wie es mir paßt.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Vater.

Von Anton Tschechoff. Uebersetzt von Michael Jeonastoff.

„Offen gestanden, ich habe ein wenig getrunken. . . Entschuldige, auf dem Wege ging ich in eine Bierstube und trank der Hitze wegen zwei Gläschen. Es ist heiß, Bruder!“

Der alte Mustatoff zog aus der Tasche einen Lappen hervor und trocknete damit sein glattrastertes abgehärmtes Gesicht.

„Ich komme zu Dir, Borenka, mein Engel, auf einen kurzen Augenblick,“ fuhr er fort, ohne den Sohn anzublicken, — „in einer sehr wichtigen Angelegenheit. Entschuldige, vielleicht störe ich Dich. Hast Du nicht, mein Herz, bis Dienstag zehn Rubel? Verstehst Du, gestern schon mußte ich für die Wohnung zahlen. Geld aber, verstehst Du, ist nicht da. . . Und wenn man mich umlehrt!“

Der junge Mustatoff ging schweigend hinaus und flüsterte hinter der Tür mit seiner Birtin und seinen Kollegen, mit denen er die Sommerwohnung zusammen bewohnte. Nach drei Minuten kam er zurück und reichte schweigend dem Vater einen Fehrrubelschein. Er sah den Schein nicht an, steckte ihn nachlässig in die Tasche und sagte:

„Danke. Nun, wie lebst Du? Ich habe Dich lange nicht gesehen.“

„Ja, lange. Seit Ostern.“

„Ich hatte ein paarmal mir vorgenommen Dich aufzusuchen, aber die Zeit fehlt einem. Bald ist es das eine Geschäft, bald das andere. . . einfach zum Sterben! Uebrigens, ich lüge. . . Ich kluge dies alles. . . Glaub mir nicht, Borenka. Ich habe gesagt, daß ich Dienstag die zehn Rubel zurückgeben werde, glaube auch daran nicht. Keinem einzigen meiner Worte glaube. Ich habe gar keine Geschäfte, sondern einfach Faulheit und Euff sind schuld, und ich schäme mich, in solch einer Kleidung mich auf der Straße zu zeigen. Du mußt mich entschuldigen, Borenka. Ich habe ein paarmal zu Dir hierher ein Mädchen um Geld geschickt und Dir klägliche Briefe geschrieben. Für das Geld habe Dank, den Briefen aber glaube nicht — ich habe gelogen. Ich schäme mich, Dir das Geld abzunehmen, mein Engel; ich weiß, daß Du selbst sehr knapp auskommst, aber ich kann nichts gegen meine Frechheit tun. Ich bin so frech, daß man mich für Geld zeigen kann! . . . Entschuldige mich, Borenka. Ich sage Dir die ganze Wahrheit, weil ich Dein Engelsgesicht nicht gleichgültig sehen kann.“

Ein Augenblick des Schweigens trat ein. Der Alte seufzte tief und sagte:

„Du könntest mir Bier vorsehen.“

Der Sohn ging schweigend hinaus und hinter der Tür vernahm man wieder ein Geflüster. Als nach einiger Zeit das Bier gebracht wurde, wurde der Alte beim Anblick der Flaschen lebhaft und änderte scharf seinen Ton.

„Ich war vor kurzem zum Pferderennen, mein Bruder,“ — erzählte er und machte erschreckte Augen. — „Wir waren unser drei und am Totalisator setzen wir drei Rubel auf den „Witz“. Und dank diesem „Witz“ erhielten wir für jeden Rubel zweiunddreißig. Ich kann ohne Neunen nicht leben, Bruder. Es ist ein anständiger Zeitvertreib. Mein „Frauenzimmer“ wäscht mir immer den Kopf wegen der Rennen, ich aber gehe doch hin. Ich liebe es nun einmal.“

Boris, ein junger blonder Mann mit einem melancholischen ausdruckslosen Gesichte ging langsam auf und ab und hörte schweigend zu. Als der Alte seine Erzählung unterbrach, um zu husten, trat er auf ihn zu und sagte: „Vor ein paar Tagen, Papa, habe ich mir Schnürstiefel gekauft, die mir aber zu eng sind. Willst Du sie nicht nehmen? Ich trete sie Dir billig ab.“

„Gut!“ antwortete der Alte und schnitt eine Grimasse. „Aber für denselben Preis, ohne Ermäßigung.“

„Ich gebe sie Dir jetzt und Du bezahlst später.“

Der Sohn suchte unter dem Bette und holte ein Paar neue Stiefel hervor. Der Vater zog seine plumpen, verstaubten Stiefeln, die wahrscheinlich nicht seine eigenen waren, aus und versuchte sie neuen.

„Sie passen!“ sagte er. „Gut, ich behalte sie. Dienstag aber, wenn ich meine Pension bekomme, schicke ich Dir das Geld für sie. Uebrigens, ich lüge,“ fuhr er fort, den alten weinerlichen Ton plötzlich aufnehmend. „Vom Totalisator habe ich gelogen, auch von der Pension lüge ich. Auch Du betrügst mich, Borenka. . . Ich fühle doch Deine großmütige Politik. Ich durchschaue ja Dich. Die Stiefeln sind Dir deshalb eng, weil Du eine weite Seele hast. Ach, Boris, Boris, mein lieber Junge. Ich verstehe und fühle alles!“

„Sind Sie umgezogen?“ unterbrach ihn der Sohn, um das Gespräch zu ändern.

„Ja, Bruder, wir sind umgezogen? Jeden Monat ziehen wir um. Mein „Frauenzimmer“ kann mit ihrem Charakter nicht lange auf einer Stelle aushalten.“

„Ich war in Ihrer alten Wohnung, wollte Sie zu mir für den Sommer einladen. Ihrer Gesundheit würde es gut tun, eine Zeit in freier Luft zu leben.“

„Rein!“ winkte der Alte ab. „Das Frauenzimmer wird mich nicht loslassen und ich selbst will es auch nicht. Ihr habt schon hundertmal versucht, mich aus dem Loch herauszuziehen, auch ich habe es versucht, aber dabei kommt nichts heraus. Laßt es. Ich werde im Loch sterben. Ich sitze nun hier, sehe dein Engelsgesicht, es zieht mich aber nach Hause in das Loch. So ist schon mein Schicksal. Einen Mistläfer kann man nicht auf eine Rose setzen. Rein. Jedoch, Bruder, es ist Zeit für mich zu gehen. Es wird schon dunkel!“

„Warten Sie, ich will Sie begleiten. Ich muß auch zur Stadt.“

Der Alte und der Junge zogen ihre Mäntel an und gingen hinaus. Als sie nach einiger Zeit in einer Droschke saßen, war es schon dunkel, und in den Fenstern schimmerte Licht.

„Ich habe Dich beraubt, Borenka!“ — murmelte der Vater. —

„Arme, arme Kinder. Es muß ein großes Unglück sein, so einen Vater zu haben. Borenka, mein Engel, ich kann nicht lügen, wenn ich Dein Gesicht sehe. Entschuldige. . . Mein Gott, wie weit geht meine Frechheit! Soeben habe ich Dich beraubt, geniere Dich durch mein betrunkenes Aussehen, Deine Brüder beraube ich auch, aber Du solltest mich gestern gesehen haben. Ich will es nicht verheimlichen, Borenka! Gestern kamen zu meinem „Frauenzimmer“ die Nachbarn und allerhand Paß, ich hatte mich mit ihnen vollgetrunken und schimpfte nun los, was das Zeug hielt, auf Euch, meine Kinderchen. Ich habe Euch geschimpft und habe ge- klagt, daß Ihr mich verstoßen hättet. Siehst Du, ich wollte die betrunkenen Weiber erweichen und den unglücklichen Vater spielen. Ich habe schon so eine Gewohnheit, — wenn ich meine Laster verbergen will, wälze ich das ganze Unglück auf die unschuldigen Kinder. Ich kam Dir nichts vorlügen und verbergen, Borenka. Ich ging zu Dir dreist und frech, als ich aber Deine Sanftmut und Dein gutes Herz sah, blieb mir die Zunge am Gaumen kleben und mein ganzes Gewissen stülpte sich um.“

„Lassen Sie es, Vater, wollen wir von etwas anderem sprechen.“

„Pantter Gottes, was habe ich für Kinder!“ — fuhr der Alte fort, ohne den Sohn zu hören. — „Welch ein Reichthum hat mir Gott geschenkt. Solche Kinder müßte nicht ich, so ein verlumpter Kerl, haben, sondern ein wirklicher Mensch mit einer Seele und mit Gefühlen. Ich bin Eurer unwürdig!“

Der Alte nahm seine kleine Mütze ab und schlug ein paar Mal ein Kreuz.

„Gott sei dank!“ — seufzte er und blickte nach allen Seiten, als suche er ein Gottesbild. — „Wunderbare, seltenere Kinder! Drei Söhne habe ich und alle sind sie gleich. Nüchtern, gesetzt, arbeitsam und wie klug! Kutischer, hören Sie, wie klug sie sind! Grigori allein soviele Verstand, daß er für zehn Menschen ausreichen würde. Er kennt französisch und englisch, und wie er reden kann, besser als alle Rechtsanwälte. . . Kinder, ich glaube nicht, daß Ihr meine Kinder seid. Ich glaube es nicht! Du bist ein Mädchen, Borenka. Ich ruiniere Dich und werde Dich stets ruinieren. . . Du gibst mir unaufhörlich, obwohl Du weißt, daß Dein Geld unnütz verbraucht wird. Vor kurzem schickte ich Dir einen kläglichen Brief und schrieb Dir von meiner Krankheit, ich lag aber, das Geld brauchte ich zu Num. Du gibst mir, weil Du fürchtest, mich durch eine Absage zu beleidigen. Ich weiß und fühle dies alles. Grigori ist auch ein Märtyrer. Donnerstag ging ich zu ihm, Bruder, in die Verwaltung, betrunken, schmutzig, abgerissen. . . ich stank nach Wein, Ich gehe direkt zu ihm, so wie ich bin, in diesem Aufzuge, und quäle ihn mit gewissen Gesprächen, ringsum aber stehen seine Kameraden, Vorgesetzte und Wittsteller. Ich habe ihn fürs ganze Leben blamiert. Er säßte sich aber gar nicht geniert, er- bleichte nur ein wenig, lächelte und kam zu mir, als wäre nichts vorgefallen und stellte mich sogar seinen Kollegen vor. Dann begleitete er mich bis nach Hause, und es fiel ihm nicht ein, mir etwas vorzuwerfen. Ich beraube ihn noch mehr als Dich. Nun und Dein Bruder Saska, der ist auch ein Märtyrer. Du weißt, er hat die Tochter eines Obersten, aus aristokratischen Kreisen, geheiratet, hat eine Aussteuer erhalten. . . Man sollte meinen, daß er für mich nichts übrig haben könnte. Rein, Bruder, kaum als er ge- heiratet hatte, erschien er nach der Hochzeit mit seiner jungen Frau zuerst bei mir zur Visite. . . in meinem Loch. . . bei Gott!“

(Schluß folgt.)

Kleines feuilletton.

Künstliche Mondkrater. Die Oberfläche des Mondes hat schon seit längerer Zeit die Aufmerksamkeit nicht nur der Astronomen, sondern auch der Geologen auf sich gezogen, weil sie die Hoffnung erweckte, daß man durch ihr Studium zu einem tieferen Verständnis der vulkanischen Vorgänge auf der Erde gelangen könnte. Der Vulkanismus bietet noch immer viele Rätsel, und es ist ein nicht zu fern liegender Schluß, daß seine Erscheinungen in einem so viel kleineren Himmelskörper wie dem Monde einfacher und

daher leichter verständlich sein dürften, als auf der Erde. Daher haben die Mondkrater seit vielen Jahren bis in die neueste Zeit ihre besonderen Liebhaber unter den Naturforschern gehabt. Auch sind Versuche gemacht worden, die Bildung dieser Krater auf dem Wege des Experimentes zu ergründen. In dieser Beziehung hat der Franzose Gustave Garnet einen neuen nicht unwichtigen Beitrag geliefert, indem er ein bisher unversucht gewesenes Verfahren zur künstlichen Erzeugung von Mondkratern in kleinem Maßstabe erdacht hat. Zu diesem Zweck wird Wachs in einem Kupferkessel erhitzt. Sobald es weich zu werden beginnt, wird ein mit Wasser befeuchteter Metallstab eingetaucht und schnell wieder zurückgezogen. Das Loch wird wieder verschlossen und das Wachs stärker von unten her erhitzt. Dann bildet sich auf der Oberflache der Masse eine Schwellung, und eine „Lava“ löst von unten auf und strebt die Oberflachenraute zu durchbrechen. Die Schwellung nimmt zu, und in einem gewissen Stadium des Vorganges findet tatsächlich ein Ausbruch statt. Es entweicht ein Dampfstrom, und die Aufblähung der Oberflache verwandelt sich in die Gestalt eines Randes mit senkrechten Wänden. Dadurch wird die im Innern der Masse vorhandene Dampfspannung eine Zeitlang gelöst, aber die Erscheinung wiederholt sich in kurzen Abständen mehrmals. Entsteht eine Schwellung im Innern der früheren, so bildet sich ein zentraler Kegel, der höchst auffällig die charakteristische Form der Mondkrater nachbildet.

Theater.

Neues Schauspielhaus: **Rainz-Gastspiel, Einakter** abend. Von den kleinen Stücken, in welchen Rainz am Freitag auftrat, war das bereits bekannte: **Melisch, Feste des Sanct Matern** weitaus das wertvollste. Eine bei mancher Unwahrscheinlichkeit doch interessante und spannende Handlung gibt dem Gewebe von Gedanken und Stimmungen, um dessen Darstellung es dem Autor zu tun war, sinnbild prägnanten Ausdruck. Der menschenverachtende Stolz des abenteuerlichen Komödianten, der in der Gewißheit, daß niemand den offiziell so heiß beweihten Abgeschiedenen die Rückkehr ins Leben wünsche, vor der feindlichen Menge sich als Totenbeschwörer aufspielt, sein Zerwerden an sich selber, der Umschlag selbstzufriedenen Spottes in ein demütig reuiges Gefühl, als die verlassene Geliebte ihm in ihrer Treue, ihrem unerjährteten Glauben gegenübertritt, verknüpfen sich zu einem Bilde von stark dramatischem Kontraste. Rainz stellte einen glänzenden kraftvoll geschmeidigen Klaus Ciriac auf die Bühne, er ließ dem Ueberlegenheitsbewußtsein des Baganten den schimmernden Hintergrund des echt Genialischen. Sehr glücklich assistierte ihm Gertrud Arnold in der Figur der armen DorMarie.

Eine Enttäuschung nicht nur, geradezu eine Karrier war Hermann Wahrs Dramoleit „Der arme Ratt“, und Rainz Spiel erhöhte durch die unbarmherzige Naturtreue, mit der er in der Gestalt eines kranken Musikers die Symptome vorgeschrittener Gehirnweichung wiedergab, nur noch die Qualen. Gewiß, der Oswald der Ibsenschen „Geissen“, den Rainz so ausgezeichnet dargestellt, war nicht minder grausig. Indes da bildete das Pathologische nur ein Moment in dem Gefüge eines tragisch bedeutsamen Schicksals. Wenn die Kerben vom Anblicke des hoffnungslosen körperlichen Leidens gepeinigt, gepeinigt wurden, so war zugleich die Seele in den Tiefen aufgeregt. Aber was bei Ibsen als innerlich notwendige Konsequenz erscheint, trägt in dem Wahrschen Stücke das Gepräge eines an den Haaren herbeigezogenen spekulativ erkügelten Theaterklaub abstoßender Art. Er peinigt, einfach weil er sich davon Effekt und Sensation verspricht. Und obendrein verfährt er bei diesem ehrenwerten Streben in den einleitenden Szenen so ungeschickt, so umständlich und breit, daß man sich noch ehe der angekündigte Paralytiker zur Tür hereintritt, schon wie gerädert fühlt. Da zudem die Schauspieler, wohl um intime Stimmung zu markieren, teilweise ganz unverständlich leise sprachen, nahm die Ungebuld im Publikum so zu, daß ohne die auf Rainz gespannte Erwartung es leicht zu einem Skandal bei offener Szene hätte kommen können. Am Schluß wurde neben dem Applaus auch starkes Rischen laut. Binzenz heißt, der von jung auf gegen den künstlerisch begabten leichtfertigen Bruder dumpfen Reid empfand, hat es in fleißiger Korrektheit weit gebracht, während sich jener in wilden Ausschweifungen zerrüttete. Selbst durch Krankheit ans Haus gebannt, dem nahen Ende entgegen sehend, läßt er den armen Musikus vom Arzte zu sich führen. Triumphierend will er die Trefflichkeit des eigenen wohlverbrachten Lebens am Gegenbilde des Bruders sich vergegenwärtigen. Recht ausführend produziert sich der herbeizitierte Patient in seinem Reiden, in ohnmächtigen Bewegungen, sprunghaft wirren Reden und sticht, — das bildet die Pointe, die zum Vorwand dieser Widerwärtigkeiten herhalten muß — noch in allem seinem Elend den guten Binzenz als „armen Narren“ ab.

Max Bernsteins Traum- und Verspiel „Der goldene Schlüssel“ hatte bei recht geringen künstlerischen Qualitäten doch den Vorzug, daß es Rainz Gelegenheit bot, sich in bestechend bewundernswürdiger jeder Jugendlaune als verliebter Pierrot zu zeigen. Sein Spiel in diesen Szenen wirkte faszinierend, ein ungetrübter Beifall rief ihn wieder und wieder vor den Vorhang.

Deutsches Theater. „Der Revisor“ von Nikolaus Gogol. Als letzten Herbst der Hauptmann von Köpenick die lustigste Komödie und die schärfste Satire in der Wirklichkeit aufführte, da war der bittere Ernst und die Tragik, die hinter der

lustigen Außenseite steckte, allzu deutlich, als daß sie hätten verborgen bleiben können. Ob die Zuschauer, die im Deutschen Theater so fröhlich und ausgelassen lachten, sich wohl bewußt waren, daß in dieser Fosse, als welche man Gogols und der älteren russischen Literatur beste Komödie servierte, ein weinender Ingrimim, eine tiefe Wehmut verborgen liegt? Und ob sie wohl gefühlt haben, daß diese lustige Sache sehr zum Weinen geeignet ist? Gogol selbst hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß es ihm bitter ernst war mit seiner Satire, die nur der Zensur zuliebe harmlos zu sein vorgab. Und als auch dann erst auf die Verwendung des Jaren Nikolaus hin dieses erste realistische Drama der russischen Bühne 1836 aufgeführt wurde und der Dichter ersuhr, daß sich der Kaiser und all die anderen, die im Grunde in diesem Stücke an den Pranger gestellt werden, köstlich amüsiert hätten, da hat er seinem Unmut deutlich genug Sprache geliehen. Der Dichter — als Zeitvertreiber und Spahmacher — das war in der Tat die einzige Art, die ihm in der korrupten russischen Gesellschaft eine Daseinsberechtigung ermöglichte. Der Ekel packte Gogol, und er verließ sein Vaterland, dessen tonangebende Klassen seine Geißelstiche nur als ergöhlischen Lachzettel empfanden.

Solange die alte russische Gesellschaft weiter existiert, wird dieser Auffreie gegen die Ungerechtigkeit und Gemeinheit ewig jung und aktuell bleiben und darüber hinaus stets Geltung als realistisches Zeitbild und aus warmem Mitgefühl geborener Protest in lustiger Maske behalten. So ist es denn zu begründen, daß das Deutsche Theater die bereits von der freien Volkshöhne, dem Schauspielhause und dem Schiller-Theater wiederholt belebte dankbare Komödie neu erstehen ließ. In neuer Uebersetzung von Theodor Comichau, die manchmal nicht bloß verdeutscht, sondern verberlinert, und in sorgfältiger Regie von Rudolf Bernauer, die in Wiedermeiertönen und Farbenstrahllichkeit schweigt. (Der Maler Ernst Stern hat Kostüme und Dekorationen entworfen). Aber in dem Bestreben, Komödientwirkungen mit Poffenmitteln zu erreichen, hat man des Guten entschieden zu viel getan. Gewiß, Gogol packt unbedenklich zu, seine Psychologie ist nicht so tief wie etwa die G. Hauptmanns im „Wiberpelz“ — aber trotzdem darf eine „Revisor“-aufführung nicht zur Farce werden. Die Obertöne dürfen nicht fehlen, und vor allem sollte man nicht zu breit werden (manche Wiederholungen stumpfen den Effekt nur ab). In diesem Stücke ist kein Held, der aktiv die Handlung leitet. Im Gegenteil, alles macht sich von ungefähr. Der „Revisor“ kommt zu seiner Rolle, er weiß nicht wie. Das System wollte Gogol treffen, nicht individuelle Charaktergemälde entwerfen. So ist denn in der Fülle der Typen, die die Korruption, die Brutalität der Beamten und das Elend der Bedrückten repräsentieren, keine überragende schauspielerische Rolle. Am geschlossensten und kräftigsten kam der Polizeimeister, der Chef der Korruption, die brutal nach unten und hündisch nach oben ist, durch Paul Wegener heraus. Der passive Held, der Revisor, wurde von Wajmann als reiner Ged (Klarikatur auf ein Modemagazin) und etwas blasierter Dandy aufgefaßt. Zu monoton und vor allem zu trottelhaft, wenn auch voller Wirkung. Im übrigen wurde überall auf starke Chargenwirkung gespielt. Hedwig Wangel trug die aufgeblöste Dummheit der Polizeimeisterin köstlich zur Schau und Elise Kupfer führte ein probierhaftes Gänschen von Tochter in Reinzüchtung vor. Auch sonst viel Charakteristisches, wenn auch nicht gerade russisches. Das lomische Bürgerpaar Dobtschinski und Dobtschinski vortrefflich charakterisiert von den Herren Arnold und Biensfeldt. Nur der Postmeister Groymann und der Hospitalverwalter Leopold spahnten nicht recht in den Rahmen, sie spielten offenbar sich selber. Die urwüchsig derbe Schlossersfrau (Auguste Schönfeldt) erregte stürmische Heiterkeit. Aber war das nicht Schwanzwirkung reinster Sorte?

Musik.

Tragische Operetten werden vielleicht die kommende Mode sein. Mit diesem Ausdruck wurden von einem Kenner jene neueren Opern italienischer und französischer Herkunft bezeichnet, die vom eigentlichen Gehalt eines musikalischen Dramas nur noch etwas äußerlich Charakteristisches übrig behalten, wie namentlich die „naturalistischen“ italienischen Effektsünde. Diesmal bekommen wir mit etwas anderem zu tun: mit der Auffüllung des immer leerer werdenden eigentlichen Operettenwesens durch ernste Bestandteile. An sich würde das nicht gerade ein Witzgriff sein; und wir am wenigsten wollen die Wirklichkeit in Kategorien zwingen. Haben doch Shakespeare und Raimund sehr viel und gutes in der Verbindung von tiefstem Ernst und alligstem Scherz geleistet! Allerdings ist diese Verbindung bei ihnen von echt künstlerischem Wert. Anderer, wenn mitten in den Blödsinn der Unterhaltungsbühne wichtiger Ernst hineingeworfen wird.

Indessen kann sich damit noch etwas anderes, vernünftigeres verbinden: die Erhebung über die reine Lyrik der Gesangsnummern, neben denen die Handlung selbst sich nur dialogisch abspielt, zu einer musikalischen Darstellung des dramatischen Verlaufes. In dieser Beziehung haben der Engländer Jones und der Franzose Audran bereits Wertvolles geleistet, in dieser Richtung glauben wir auch den Fortschritt suchen zu müssen; und was uns davon in der seit vergangenem Sonnabend am Central-Theater gespielten Operette geboten wird, verdient tatsächlich Anerkennung.

„Der blaue Klub“, Operette in drei Akten von A. Engel und J. Horst, Musik von Karl Kapeller, hebt sich dadurch um ein wenig über das sonstige Operettenniveau heraus. In

übrigen wüßten wir nicht, worin wir einen solchen Vorzug sehen sollten. Allerdings ist der neuliche „Milliardär“ anscheinend bereits ganz abgefallen, während dem jetzigen Stück ein längeres Leben beschieden sein dürfte. Dies aber schwerlich wegen jener einen künstlerischen Nuance. Vielmehr gefällt eben dem Publikum von zwei Bretterspäßen der eine mehr und der andere weniger, und so kommen Ungerechtigkeiten zustande, wie wir sie schon seit langem auf solchen Bühnen kennen. Insbesondere der Textinhalt ist diesmal kaum wertvoller, als sonst. Ein junger Bürgerlicher wird in einen adeligen Spielflub erst aufgenommen, nachdem ihn ein Marschese adoptiert hat. Ein „Quartalspieler“ läßt sich von seiner Spiel-Leidenschaft hinreißen und verspielt an jenen Reuling die eigene Tochter. Der Operettenzufall läßt nun das erzlungene Brautpaar sich in Unkenntnis dieses Zwanges tatsächlich lieben; der Bräutigam schämt sich, mit der Wahrheit herauszurücken. Da kommt wieder der Marschese, der fortwährend hilft und fortwährend bürgerliche Gewöhnlichkeit zu aristokratischer Noblesse hinausschulmeißern will, zu Hilfe und gibt sich für den Gelovinner der Braut aus. Daß nun diese ihrem Vater gehorham sein will, bringt noch die letzte tragische Hemmung, bis endlich auch diese überwunden ist. — Die Musik greift manchmal in die dramatischen Wendungen selbst ein und erzielt melodramatische Wirkungen; im übrigen sind diese Automobil-Quartette und dergl. der ganz gewöhnliche Schund.

Ueber die Aufführung genügt wohl wieder das eine Wort: jammer schade um die eifrigen und tüchtigen Kräfte. Sie verdienen insgesamt so viel Anerkennung, daß es bei einer solchen traurigen Tätigkeit nicht lohnt, einem Mehr oder Minder mit Nennung der Namen nachzugehen. sz.

Technisches.

Wasserdichte Schottentüren gegen Schiffsunfälle. Die furchtbaren Schiffsunfälle der letzten Wochen rufen — wie die „Umschau“ ausführt — bei jedem die Frage wach, ob es nicht Mittel und Wege gibt, die entsetzlichen Folgen zu mildern. Rettungsbote sind bekanntlich nur ein sehr mangelhaftes Hilfsmittel, und selbst der hohe Pollock-Preis, für eine wesentliche Verbesserung der Rettungsmittel auf See, der, soviel uns erinnert, schon seit 8 Jahren ausgesetzt ist, konnte noch nicht verteilt werden, weil keiner der vielen Vorschläge den Anforderungen der Praxis genügt. — Viel wäre schon gewonnen, wenn bei einem havarierten Schiff wenigstens ein Teil schwimmfähig erhalten werden könnte; in der Tat gibt es Einrichtungen, die darauf hingen. Jedes Schiff ist bekanntlich durch Quertwände, Schotten, in mehrere Abschnitte geteilt; wegen des Verkehrs im Schiff sind diese Schotten durch Türen unterbrochen, die bei einem Unfall sofort geschlossen werden. Leider aber ist das Schließen der schweren Türen mit der Hand nur in günstigen Fällen möglich; der Druck des einbrechenden Wassers ist oft so enorm, daß Menschenkraft ihn nicht zu bewältigen vermag, und bei dem Schließen vieler Türen geht in jedem Fall kostbare Zeit verloren. — Man hat sich deshalb bemüht, Einrichtungen zu treffen, durch die die Schottentüren von einem Punkt, z. B. von der Kommandobrücke aus durch mechanische Mittel geschlossen werden können. Unseres Wissens ist es nur ein System, das bisher in Deutschland in der Praxis eingeführt wurde. Es ist das Dörrsche System, welches auf einer Anzahl Dampfer des Norddeutschen Lloyd angewandt wird. Es beruht darauf, daß die Türen vermittelst Druckwasserleitungen zugeschoben werden.

Man muß sich nun fragen, warum solche Einrichtungen nicht an jedem Passagierdampfer angebracht werden. Leider muß man antworten, daß in Schiffsfahrtskreisen zwar ein Interesse für Erfindungen besteht, welche die erhöhte Annehmlichkeit der Passagiere und die allgemeine Ausstattung der Schiffe betreffen, wie auch für solche Anlagen, die bestimmt sind Unfällen vorzubeugen (drahtlose Telegraphie, Unterwasser-Signale usw.), jedoch zur Anbringung umfangreicher Sicherheitseinrichtungen, wenn große Passagierdampfer einmal wirklich in die Gefahr des Untersinkens geraten, wird man erst dann allgemein übergehen, wenn seitens der Regierungen obligatorische Gesetze erlassen worden sind. — Mit derartigen Sicherheitsgesetzen wird es jedoch in den weitaus meisten Ländern noch eine gute Weile haben, da sich die Reedereien wegen der hohen Kosten ganz energisch gegen die allgemeine Einführung sträuben werden. Unseres Wissens hat sich der Norddeutsche Lloyd die Dörrschen Patente reserviert. Es muß aber besonders betont werden, daß gerade in der neuesten Zeit, neben dem Leuzschenschen Druckluftsystem, in Amerika eine Vorrichtung zum Schließen von Schottentüren aufkam, die wegen ihres vorzüglichen Funktionierens die Aufmerksamkeit der interessierten Kreise verdient. Es ist das „Long Arm“-System, bei dem die Türen auf elektrischem Wege geschlossen werden, indem jede einzelne Tür durch je einen Elektromotor betätigt wird. Dies hat den großen Vorzug, daß keine umständliche und kostspielige Installation von Nöthen erforderlich ist und keine besondere hydraulische oder Druckluftanlage, da ja genügend elektrische Kraft auf jedem Schiff vorhanden. Die Einrichtung ist so getroffen, daß die Tür sowohl an Ort und Stelle durch ein Handrad, sowie auch elektrisch von zwei verschiedenen Punkten aus geschlossen werden kann.

Humoristisches.

— **Instruktionsstunde.** Der Leutnant: „Merks, wenn Ihr so dumm seid und in Euern Diebstählen nicht behalten könnt, was ich Euch lehre, dann schreibt es auf. Ich notiere mir auch alles.“

— **Der neue Moses.** Und Dernburg ging hin, um das gelobte Land zu erkunden, welches da heißet Afrika. Und er schickte Kundschafter aus, und sie lehrten um, nachdem sie das Land erforscht hatten, nach vierzig Tagen. Und sie hatten eine Konservenbüchse gefunden, und sie war leer. Da sagte Dernburg: „Das Land ist gut, das der Herr unser Gott, uns gegeben hat.“

— Eine militärische Zeitschrift hatte einen Preis ausgeschrieben für die kürzeste Bearbeitung des Themas: „Was hat unsere Infanterie aus dem russisch-japanischen Kriege gelernt?“ Die kürzeste, preisgekürnte Antwort lautete: „Nichts.“

Noda Noda.
(„Simplicissimus“.)

— **Die liberal-konservative Paarung.** Pastor Wilow: „Und so rufe ich Dir, o holdselige Braut, die Worte I Mos. 3,16 zu: „Er soll Dein Herr sein!“ — Dir aber, o glücklicher Gatte, präge ich ein den Spruch Matth. 5,28: „Wer das Jentrum ansieht, seiner zu begehren, der hat schon die Ehe gebrochen in seinem Herzen!““

— Mecklenburg kriegt eine Verfassung:

Eine schöne Frühlingstunde melden
Sie uns aus Schwerin mit Jubelton:
Mecklenburg, das Land feudaler Helden,
Kriegt jetzt eine neue Konstitution

Was der Schah von Persien begonnen,
Was auch China führt allmählich durch,
Was auch Rußlands Bürgern ward gewonnen,
Kommt jetzt endlich selbst nach Mecklenburg!

Ja die Freiheit macht mit einem Male recht
Guten Fortschritt bei uns in der Tat —
Kriegt auch Preußen ein gesundes Wahlrecht
Dann ist Deutschland bald ein ganz moderner Staat!
(Pips in der „Jugend“.)

Notizen.

— Das **Kleine Theater** hat die dreiaktige Komödie „Die Bäckerin von Bittschfeld“ von Max Mell, einem jungen Wiener Autor, zur Uraufführung erworben.

— Das **Dramatische Institut** bereitet einen Komödien-Album vor, der heitere Bühnenwerke deutscher, französischer, italienischer und skandinavischer Autoren zur Darstellung bringen soll. Der Album beginnt am 28. März mit der klassischen Komödie „Mandragola“ des Niccolò Machiavelli, die von Otto Bloeder-Erdardt bearbeitet ist.

— **Museen in der Provinz.** In Württemberg soll eine Reihe von Provinzstädten Gemäldegalerien aus den Beständen der Stuttgarter Sammlung erhalten. Zuerst wird Tübingen bedacht werden.

— Eine **Frau, die ihre eigene Oper dirigiert.** Die Premierensucher der Oper in Nizza erlebten bei der Uraufführung der dreiaktigen Oper „La belle Sirène“ eine besondere Ueberraschung. Eine Frau debütierte als Opernkomponistin, und sie selbst dirigierte ihr Werk. Mad. Armande de Polignac hat die Probe als Komponistin wie als Dirigentin glänzend bestanden.

— Die **Republik Kuba** läßt ein Netz von acht funken-telegraphischen Stationen herstellen, die Zentralstation wird in der Nähe Havanas auf dem Fort Cabaras errichtet. Sie wird 1500 Kilometer weite Verbindungen ermöglichen.

Das **drahtlose Telephon**. In New York hatte Dr. de Forest, dessen drahtloses Telegraphiesystem von der amerikanischen Regierung adoptiert worden ist, kürzlich eine Reihe von Interessenten eingeladen, um ihnen eine Anzahl interessanter Experimente vorzuführen. Es handelt sich dabei um eine neue Erfindung, durch die Gespräche und selbst Musik auf drahtlosem Wege übermitteln werden kann, also gewissermaßen um ein drahtloses Telephon. Die Anwesenden konnten mit überraschender Deutlichkeit die Klänge eines Orchesters vernehmen, das mehrere Straßen von ihnen entfernt in der Teleharmonie-Hall konzentrierte. Ebenso gelang die Demonstration mit menschlichen Stimmen, mit seltener Klarheit konnte man drahtlos ein Gespräch verfolgen und die Apparate übermittelten die Stimmen mit einer Deutlichkeit, als ob die Sprechenden sich im selben Raum befänden. Bei seinen Experimenten verwendet Dr. de Forest einen Oszillator von ganz außerordentlich hoher Schwingungszahl.

— **Der erste Hafen der Welt** soll jetzt nach einem kürzlich erschienenen englischen Blaubuch Hongkong sein, das nach der neuesten Statistik in seinem Schiffsverkehr alle von anderen Häfen gegebenen Zahlen schlägt. Die Lommengahl der in Hongkong anlaufenden Schiffe, ohne die vielen chinesischen Dschunken, die auch am internationalen Handel beteiligt sind, wird zu rund 19 205 000 angegeben, während die entsprechenden Zahlen für London 18 640 000, für Antwerpen 18 140 000, für New York 17 900 000, für Hamburg 16 500 000, für Liverpool 14 700 000 und für Rotterdam 13 600 000 betragen. Diese Ziffern sind immerhin mit einiger Vorsicht aufzufassen, da sie die Bedeutung von Hongkong für den Weltverkehr in übertriebenem Maße darstellen. Es ist eine bekannte Tatsache, daß in dem Wert der Handelsbewegung Hongkong hinter Shanghai nicht unbedeutlich zurücksteht.